

Was Menschen
bewegt

Die Eigensinnigen

Viele Menschen in Europa wollen die Natur in Brasilien schützen.
Sie denken, damit helfen sie auch den Indigenen. Was, wenn die ihre eigenen Pläne haben?

Ein Besuch beim Volk der Paresí.



• Inmitten der Savanne, tief im Westen Brasiliens, lässt Kevelen Zokezomaiake gerade in wenigen Sätzen, aber mit Sinn für Details, einen modernen Agrarbetrieb entstehen: Er verwandelt staubige Wege in geteerte Straßen und lässt auf ihnen Traktoren und Erntemaschinen zu ihrem Einsatz rollen. Er zaubert Hallen und Silos zwischen die Büsche und eröffnet etwas entfernt davon eine Kantine, vor der einmal Arbeiter auf einem gepflegten Rasen sitzen werden. Und dort ganz hinten, mit seiner rechten Hand zeigt er zum Rand des Waldes, dort wird es eine Landebahn für Propellerflugzeuge geben.

Der junge Mann mit Bürstenhaarschnitt und Freundschaftsbändchen am Handgelenk gehört zum Volk der Paresí, einer indigenen Gemeinschaft, die im Bundesstaat Mato Grosso lebt, dem Tor zum Amazonas. Die Paresí kämpfen seit Jahren dafür, in ihrem Schutzgebiet Landwirtschaft betreiben zu dürfen – wie es die Farmer im Mato

Kevelen Zokezomaiake will in der Savanne Soja anbauen. Es gibt Grundrisse für Hallen und Silos – aber noch keine Rechtssicherheit



Grosso überall tun. „Man gibt uns das Land, fühlt sich gut dabei, aber verbietet uns, es zu nutzen“, sagt Kevelen Zokezomaiake.

In den indigenen Territorien Brasiliens ist Landwirtschaft im großen Stil verboten. Diese Regionen gehören dem Staat, stehen unter seinem Schutz und sollen den Indigenen eine Heimat sein. Zwar fühlen sich deren Gemeinschaften der Natur besonders verbunden, aber sie stehen vor der Frage, wie sie in der modernen brasilianischen Gesellschaft ihr Auskommen finden können. Und die müssen sie mit der jeweiligen Regierung klären. Unter dem abgewählten Präsidenten Jair Bolsonaro, einem Freund der Agrar- und Großgrundbesitzer-Lobby, hatte die Abholzung des Regenwaldes zugunsten wirtschaftlicher Nutzung wieder stark zugenommen. Der seit Beginn dieses Jahres amtierende Präsident Luiz Inácio Lula da Silva will ihn schützen – und erfährt darin internationale Unterstützung, jüngst zugesichert vom Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier.

Der Streit zwischen den Paresí und wechselnden politischen Koalitionen in der Hauptstadt Brasilia wird schon seit Jahren vor Gericht geführt. Die Paresí wollen über ihr Leben selbst bestimmen und Soja anbauen. Die Regierung beruft sich auf die Verfassung. Darin ist festgeschrieben, dass in indigenen Territorien kein kommerzieller Anbau von Nutzpflanzen erlaubt ist. Bis eine endgültige Entscheidung getroffen wird, kann es weitere Jahre dauern.

Die Paresí aber wollen nicht mehr warten. Sie haben vor einigen Jahren eine Sondergenehmigung des Bundesstaates Mato Grosso erstritten, Soja anbauen zu dürfen. Wie lange sie gültig sein wird, wissen sie nicht. Sie wissen nur, dass sie weiterkämpfen werden.

Für ihr Land gibt es keine Baukredite

Kevelen Zokezomaiake steuert seinen Pick-up über das Feld auf eine Halle zu, die tatsächlich schon steht. Von Zäunen umgeben, sieht sie in der flirrenden Hitze aus wie ein trotziges Fort. Drinnen haben Bauarbeiter gerade die Bodenplatte aus Beton gegossen, inklusive einer vorgeschriebenen Rinne vor den Wänden zum Auffangen von Flüssigkeit. In der Halle sollen einmal Pestizide lagern. Draußen markieren Pfosten im Boden die Grundrisse für weitere Hallen und Silos.

Zumindest in den kommenden Monaten aber werden keine Bagger Gruben ausheben und sich keine Beton-



Außerhalb des Paresí-Territoriums wird überall Landwirtschaft betrieben, zum Beispiel Zuckerrohr geerntet – hier für eine Ethanolfabrik in Campo Novo dos Parecís, eine halbe Autostunde vom Paresí-Gebiet entfernt

mischer drehen. Den Paresí fehlt das Geld, um ihre Pläne auf einmal umzusetzen. Sie bekommen bei Banken keine Baukredite, denn es ist nicht möglich, staatliches Land als Sicherheit anzugeben. „Wir wollen ein Teil der Gesellschaft sein“, sagt Kevelen Zokezomaiake. „Warum werden wir schlechter behandelt als unsere Nachbarn?“

In den Siebzigerjahren beschlossen die Generäle der damaligen Militärregierung, die noch fast unberührte Wildnis des Mato Grosso wirtschaftlich nutzbar zu machen. Sie versprachen jedem Siedler, der sein Glück versuchen wollte, eigenes Land. Die Menschen kamen, rodeten Wälder, züchteten Rinder, pflanzten auf den Feldern Soja, bauten Straßen und gründeten Städte. Heute ist Mato Grosso einer der weltweit größten Erzeuger von Soja, ein wichtiges Exportprodukt Brasiliens.

Das Gebiet der Paresí liegt wie eine Insel inmitten von scheinbar endlosen Feldern, auf denen jeden Tag Kolonnen von Traktoren im Einsatz sind. Es umfasst 1,4 Millionen

Hektar Wälder, Buschland und Grassteppen. Cerrado heißt diese einzigartige Savannenlandschaft, in der Tapire und Jaguare, Affen und Mähnenwölfe leben. Fast überall in Brasilien zeichnen sich indigene Territorien durch eine noch weitgehend intakte Natur aus.

Ihr Gebiet bekamen die Paresí 1968 zugeteilt, Land, auf dem schon ihre Vorfahren gelebt hatten. Die ersten Weißen, auf die jene im 17. Jahrhundert trafen, waren auf der Suche nach Gold und Sklaven. Schätzungen zufolge gab es damals zwischen 10 000 und 20 000 Paresí. Später verteilten Siedler mit Krankheitserregern kontaminierte Decken aus Krankenstationen als Geschenke an die Paresí. Tausende starben an den eingeschleppten Seuchen wie Grippe oder Masern. Seit Mitte des 20. Jahrhunderts leben noch etwa 3000 Paresí im Mato Grosso.

„Es ging weiter bergab. Wir hatten Land, aber wir hatten keine Zukunft“, sagt Arnaldo Bacaval. „Territorien haben keinen Sinn, wenn man nicht dafür sorgt, dass die ▶



Bauern auf dem Heimweg nach der Feldarbeit in der Gemeinde Sapezal im Bundesstaat Mato Grosso

Leute, die dort leben, ein Auskommen haben.“ Der kleine drahtige Mann in Jeans und Polo-Shirt sitzt mit einer Gruppe Männer und Frauen beim Mittagessen unter dem Vordach des Gemeinschaftshauses. Es steht in der Mitte eines Betriebshofs, zu dem ein traditionelles Rundhaus, das mit Palmwedeln gedeckt ist, Häuser mit Wellblechdächern und ein Schuppen gehören, in dem die Landmaschinen gewartet werden. Auf einem an der Wand befestigten Fernseher läuft ein Fußballspiel: Flamengo gegen Vasco Da Gama, zwei Mannschaften aus Rio de Janeiro. Bacaval erzählt, dass die Paresí ein eigenes Turnier hätten, bei dem sich zweimal im Jahr die Menschen aus den weit verstreuten Dörfern treffen – für die Paresí ein Symbol ihrer Wiedergeburt.

Denn lange Zeit verließen die Männer das Territorium, weil es dort keine Jobs gab. Sie arbeiteten draußen auf den Farmen, manche von ihnen kamen immer seltener nach Hause. Zurück blieben Frauen, Kinder und Alte, die sich oft kaum ernähren konnten.

Auch Bacaval arbeitete auf den Farmen. Er lernte die Anbaumethoden und Erntemaschinen kennen, und irgendwann fragte er sich, warum alle vom Soja-Boom profitierten – nur nicht die Paresí. Er fasste den Entschluss, die Pflanze für sein Volk nutzbar zu machen. Er überzeugte seinen Freund Ronaldo Zokezomaiake (den Vater von Kevelen), der gerade zum Chef seines Dorfes aufgestiegen war, und gemeinsam arbeiteten sie das Konzept für eine Kooperative aus. Auf rund 20 000 Hektar Fläche, ungefähr 1,5 Prozent ihres Gebiets, wollten die Paresí Soja anbauen. Am Ende entschieden die Ältesten auf einer Zusammenkunft aller Dörfer, dass man es versuchen sollte.

Eine Kooperative, von der viele profitieren

Als es mit dem Anbau losging, kehrten 400 Männer in das Territorium zurück. Anfangs halfen Bauern aus der Umgebung mit Maschinen aus. „Unsere Herausforderung war,



Ein Betrieb in Campo Novo dos Parecis, der Baumwolle verarbeitet

alles zum ersten Mal zu machen“, sagt Bacaval. Jahr für Jahr steigerten die Paresí Erträge und Einnahmen. Heute organisiert die Genossenschaft Coopihanama den Anbau und sorgt für die Verteilung des Geldes. 2021 nahm man 5,5 Millionen Reals ein, etwa eine Million Euro. Auch Paresí, die nicht Mitglied der Genossenschaft sind, bekommen einen Anteil. Außerdem gibt es eine Unterstützung für junge Menschen, die eine Ausbildung oder ein Studium beginnen. Ein Teil der Einnahmen wird in Lagerhäuser, Silos und Maschinen investiert. Und in den Boden. „Wir kümmern uns um unser Land. Wir wollen nur einen kleinen Teil nutzen. Wir wollen nicht immer mehr Land verbrauchen“, sagt Bacaval und fügt in sarkastischem Ton an: „Vielleicht haben die Weißen ja Angst, dass wir ihnen zeigen, wie man das Land nutzen kann, ohne es zu zerstören.“

Die Paresí sind verbittert, seit vor Jahren das Umweltministerium Klage bei Gericht eingereicht hat. Auch die Behörde für indigene Angelegenheiten, Funai, steht dem

Soja-Anbau kritisch gegenüber. Ihr Ziel ist es, die indigenen Territorien vor der Zerstörung durch illegalen Holzeinschlag oder Goldminen zu schützen. Eine Gemeinschaft, die für Soja mitten in den letzten verbliebenen Wäldern des Cerrados Felder anlegt, passt schlecht ins Konzept.

Aber Joelson Kinzokemaecé, der örtliche Funai-Vertreter, ist selbst Paresí. In der Stadt Campo Novo dos Parecis, eine halbe Autostunde außerhalb des Territoriums, sitzt der sehr große Mann in einem Büro, in das kaum ein Schreibtisch und zwei Stühle passen. Natürlich sei er nicht neutral, sagt Kinzokemaecé. „Aber wir Paresí haben nicht das Gefühl, dass es so etwas wie Neutralität gibt.“ Die Weißen, die in den Siebzigerjahren gekommen seien, hätten so viel Land bekommen, wie sie wollten. Die Paresí dürften nicht einmal genmanipuliertes Soja anbauen, bei dem bestimmte Sorten wenig anfällig für Schädlinge sind, weil das auf Staatsland verboten ist. Sie pflanzten daher herkömmliches Soja, das zweimal im Jahr mit Pestiziden behandelt werden müsse. ▶



Pause bei der Zuckerrohrernte in Campo Novo dos Parecis. Rechte Seite: ein Landarbeiter

Die Paresí sind ein indigenes Volk, das im Westen des brasilianischen Bundesstaates Mato Grosso lebt. Die ersten Kontakte der Paresí mit Siedlern gehen auf das 17. Jahrhundert zurück. Die folgende Kolonisierung des Landes durch die Bandeirantes (portugiesische Expeditionstrupps) führte fast zu ihrer Auslöschung. Die Indigenen nannten sich selbst Haliti (was in ihrer Sprache „Mensch“ oder „Volk“ bedeutet) und bezeichnen sich heute als Paresí oder Paresí-Haliti.

Mato Grosso ist mit einer Fläche von rund 903 000 Quadratkilometern so groß wie Frankreich und Deutschland zusammen.

Der Bundesstaat hat jedoch nur etwa 3,6 Millionen Einwohnerinnen und Einwohner. Er exportiert in erster Linie Sojabohnen, Sojabohnenmehl sowie Getreide und Baumwolle.





Ein Feld auf Paresí-Territorium, auf dem bereits Soja angebaut wird

Außerdem verbieten internationale Vereinbarungen zum Schutz des Regenwaldes, auf Staatsland angebautes Soja ins Ausland zu exportieren. Die Paresí verkaufen ihre Ernte deshalb zu einem schlechteren Preis an lokale Abnehmer.

„Es gibt sicher wenige Menschen, die die Natur mehr schützen wollen als die Indigenen in Brasilien“, sagt Kinzokemaee. „Aber es sollte ihnen nicht verboten werden, vom Land zu leben.“ Er zeigt auf eine große Karte an der Wand, die alle indigenen Schutzgebiete Brasiliens zeigt. Gerade die Gemeinschaften, die schon vor langer Zeit mit Weißen in Kontakt gekommen seien, lebten heute nicht mehr als Jäger und Sammler. „In Europa wollen die Leute den Amazonas schützen. Sie denken, damit schützen sie auch uns. Aber wenn du keinerlei Perspektiven hast, dann bist du vielleicht nicht unglücklich, wenn Goldsucher dir ein Geschäft vorschlagen.“

Er habe keine Ahnung, wie das Gericht entscheiden werde, sagt Kinzokemaee. Aber die Richter hätten eine

Anthropologin beauftragt, einen Bericht zu verfassen. Sie komme zu dem Schluss, dass die Nutzung des Landes wichtig sei für den Fortbestand der Kultur der Paresí. Der Soja-Anbau habe ihre Gemeinschaft gerettet.

Die Lage ist kompliziert – nicht zuletzt für brasilianische Umweltschützer. Denn auch Aktivisten und Wissenschaftler sehen, dass es für viele indigene Gemeinschaften kaum wirtschaftliche Perspektiven gibt. Gleichzeitig spielt als wirksame Sofortmaßnahme gegen den Klimawandel der Schutz des Regenwaldes als gigantischer CO₂-Speicher eine entscheidende Rolle.

Dieser Aufgabe hat sich die brasilianische Nichtregierungsorganisation Ipam verschrieben. Im Mato Grosso versucht sie Bauern davon zu überzeugen, weniger Wald zu roden als erlaubt. „Dafür bieten wir den Farmern eine Ausgleichszahlung an“, sagt Richard Smith, Leiter des Programms, bei einem Treffen in Campo Novo dos Parecis. „Es nehmen sechs große Farmen teil. Und es gibt noch mehr



Arnaldo Bacaval, Ideengeber (oben) und Ronaldo Zokezomaiake (unten). Zokezomaiake ist Mitinitiator der Kooperative, die auf rund 20 000 Hektar Fläche Soja anbaut. Dafür braucht man nicht nur menschliche Arbeitskraft, sondern auch große Maschinen

Interessenten – obwohl die Kompensation nicht so hoch ist wie der Preis für das Soja auf dem Weltmarkt.“

Ob ein ähnlicher Deal auch die Paresí dazu bringen könnte, nicht mehr Wald in Felder verwandeln zu wollen? Richard Smith will keine Prognose wagen, klingt aber skeptisch: „Der Streit ist sehr emotionalisiert. Die Paresí wollen keine Almosen empfangen. Sie wollen für sich sorgen und unabhängig sein.“

Auf dem Betriebshof mitten in der Savanne sagt Arnaldo Bacaval, er sei allergisch gegen Ratschläge aus den USA oder Europa. „Je weiter weg die Menschen leben, umso genauer wissen sie, wie wir zu leben haben.“ Die Paresí hätten die Kontrolle über ihr Leben zurückgewonnen. Die Gemeinschaft wachse, die meisten Ehen würden zwischen Paresí geschlossen. Andere indigenen Gemeinschaften stünden vor der kulturellen Auflösung. „Dort gibt es Probleme, die es bei uns nicht gibt: Arbeitslosigkeit, zu viel Alkohol, kaputte Familien.“

Mittlerweile bekämen sie regelmäßig Besuch von anderen indigenen Gemeinschaften. „Wir zeigen ihnen nicht, wie man Soja anbaut – sondern wie man eine Kooperative gründet, um gemeinsam eine Verdienstmöglichkeit zu finden.“ Über Politik werde bei diesen Besuchen nicht geredet. Das sei eine stille Übereinkunft. Viele Paresí haben bei den vergangenen Wahlen nicht den neuen Präsidenten Lula da Silva gewählt, hinter den sich die meisten Indigenen versammelt hatten, sondern seinen autokratischen Vorgänger Bolsonaro, der den Schutz des Regenwaldes sabotierte, wo er konnte, und den Soja-Anbau förderte, wo immer es ging.

„Wir werden keine Farmer. Wir bleiben Paresí“, sagt Arnaldo Bacaval. „Aber Soja ist das erste echte Geschenk der Weißen.“ ■

Die Recherche für diesen Text wurde unterstützt durch ein Stipendium des Pulitzer-Centers in Washington.